

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

243 (19.10.1932) Unterhaltung und Wissen

# Winterheilung und Wissen

## Die Bergkrankheit

Nachdem fast jedermann einmal mit dem Befall der Seerkrankheit bekannt geworden ist und die verwandte Luftkrankheit der Flieger nun auch allmählich populär wird, mag es interessieren, daß auch die Bergsteiger einem merkwürdigen Erregungs- und Krankheitszustand erleben, der direkt als Gegenstück zur Seerkrankheit gelten kann und dementsprechend auch den Namen Bergkrankheit führt. Die Mitglieder des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins, die in so höchst dankenswerter Weise die Forderung nach einem „alpinen Anlege“ erhoben, haben zugleich zuerst darauf hingewiesen, daß der bergungewohnte Mensch in Höhen über 3000 Meter von einer Art Gebirgsfieber befallen wird, der ihm in seiner heimlichen Stadt vollkommen fremd ist. Mit den diesbezüglichen Erfahrungen in hochgelegenen Schutzhäusern, auf dem Bacher Schutzhause, könnte man die Hände füllen. Nicht an das, wenn auch häufige, aber doch harmlose Nadeln- und Schreienfieber, sondern an nadelartige Zerkennungs- und Anfälle sehr elementarer Natur, vor allem an eine merkwürdige Steigerung des Selbstgeföhls und der Ungebild, der die Eingeweihten nur deshalb mit größtem Gleichmut begreifen, weil sie sie ganz richtig auf nervöse Ueberreizung durch das Hochklima zurückzuführen. Das leichteste Symptom dieses Zustandes ist wohl jedermann bekannt, der schon einmal in einem höher gelegenen Schutzhause übernachtet hat. Trotz großer Müdigkeit vermag man nur schwer einzuschlafen, und in Höhen über 3000 Meter ist vollkommene Schlaflosigkeit an der Tagesordnung.

Immerhin ist dies noch nicht, wie viele glauben, das erste Symptom der sogenannten Bergkrankheit, die sich in viel unangenehmer Weise äußert. Als ihr erstes Anzeichen macht sich eine der beschleunigte Pulsschlag geltend, dem sich Bergsteiger, eine eigentümliche Brustbetäubung mit beschleunigter Atmung und Muskelstöße beigesellen. Die geringste Arbeit, selbst das bloße Fallen eines Steines, entzückt auffällig. Der Bergsteiger erklärt, nicht gehen zu können, und muß sich nach je 20 bis 30 Schritten setzen. Aber auch eine mehrstündige Ruhe erquickt ihn nicht, sondern es stellen sich Schwindel und Kopfschmerz ein, dazu unüberwindlicher Durst und großer Ekel vor allen Speisen. Die Konzentration nehmen zu, und bald erfolgen Schwellen und Erbrechen, die den Bergsteiger in schwereren Fällen von Nichts nachgeben. In schwereren Fällen erfolgen Anschwellungen von Ohnmacht, Schwindel, Schweißausbruch und Symptome eines Herzschlages; das Blut tritt tropfenweise aus den Augen, den Lippen und der Nase; auch Blutungen aus den Lungen und den Nieren wurden beobachtet, und es haben sich sogar Fälle ereignet, in denen der Tod infolge der Bergkrankheit erfolgte. Natürlich bedeutet diese Schilderung nicht, daß jedermann unfehlbar auf einer Bergtour in diesen entsehlenden Zustand mit allen seinen Konzentrationen geraten müsse. Immerhin bleibt selten jemand vollkommen davon verschont, der höher als 4000 Meter steigt, und bei empfindlicheren Personen meiden sich die ersten Anzeichen bereits bei 3200 Meter. Ebenso gibt es Menschen, die nie von der Seerkrankheit, auch von dem Bergfieber verschont bleiben. Was ist, der die Erscheinung eingehend studiert hat, führt sie auf den verminderten Sauerstoffgehalt des Blutes zurück;

auch ist er der Ansicht, daß durch den abnorm niedrigen Kohlenstoffgehalt des Blutes ein wichtiger Lebensreiz wegfalle, wodurch der Körper in der genannten Weise reagiert.

Nicht alle Berge scheinen in gleicher Weise das Uebel hervorzurufen. Die Montblanche-Sucher bleiben selten davon verschont; auch dem Großen Gedeniger und dem Matterhorn sagt man solche Einflüsse in besonderer Weise nach. Dies hat natürlich keine mystischen Ur-

sachen, sondern hängt mit der Schwierigkeit der Bergbesteigung zusammen, da als hauptsächlich mitwirkende Ursachen der Bergkrankheit starke geistige und körperliche Anstrengungen gelten können. Ein Mittel gegen sie kennt man nicht, denn der empfohlene Kognatgenuß bewährt sich keineswegs. Dagegen wäre es ebenfalls von Interesse, das von den südamerikanischen Eingeborenen benutzte Mittel auch in den Alpen anzuwenden. In den Cordilleren befaßt das

„Mal di Buna“ bei 3600 bis 4800 Meter Höhe fast alle Fremden, nicht aber die Eingeborenen, die ununterbrochen Kakaoblätter kauen. Diese Blätter enthalten ein Alkaloid, das bei Ueberwindung von Anstrengungen sehr anregend wirkt. Möglicherweise ist es nicht nur die Alkaloidwirkung, sondern auch das Kakaoblatt, das über die Bergkrankheit hinweghilft, die, wie man aus dieser Schilderung ersieht, zu den rätselhaftesten Erscheinungen der menschlichen Natur gehört.

## Reise durch Bulgarien

Die Eingeborenen von Konstantinopel über Griechenland bis nach Italien hinüber sprechen fast alle „un peu français“ (ein wenig Französisch) — so lautet ihre Antwort, wenn man sie, ganz gleich, in welcher Sprache, anredet. In Bulgarien dagegen sprechen viele Erwachsene und fast alle Kinder — soweit es sich um Stadtbewohner handelt — deutsch. Das ist der systematischen deutschen Außenpolitik auf kulturellem Gebiete zu danken, die Wert auf die Errichtung deutscher Schulen in jenen Staaten legt, die sich politisch und wirtschaftlich auf Mitteleuropa stützen müssen. Es ist daher kein Wunder, daß Rustschuk, der bulgarische Donaubogen, mit einigen 30 000 Einwohnern, eine sehr große deutsche Schule mit deutschen Lehrern besitzt. Wir lernten einige der Lehrer, die durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes in Berlin Zeitangestellte in Bulgarien geworden sind, in einem Restaurant kennen und wurden bei aller Freundlichkeit sehr vorsichtig als Reichsdeutsche begrüßt. Diese Feststellung ist kein Vorwurf; sie ist deshalb von allgemeiner Bedeutung, weil wir für diese etwas kühne Freundlichkeit recht beachtende Gründe erfahren. Die Deutschen im Auslande werden oft sehr ausgenutzt und manchmal sehr unfair. Daß die Deutschen in Donauländern besonders darunter leiden, erklärt sich aus dem „Zug nach dem Osten“, den die Mehrzahl der auswanderungsphantastischen Arbeitslosen auf Fahrzeugen von phantastischer Vielfalt auf der Donau antritt. Fast alle Tage, so wurde uns versichert, meiden sich deutsche Radelfootfahrer, Wasserwanderer auf kleineren Booten und Bergsteiger und halten es für selbstverständlich, daß ihnen die Auslandsdeutschen zuerst um den Hals fallen und dann einen Hundertmarktschein bis zur nächsten größeren Station in die Hand drücken. Daß ein Teil dieser fähigen Donaufahrer in der Not auch vor kriminellen Schwindeleien nicht zurückschreckt, ist eine weitere unansehnliche Tatsache. Landplage — so nennt man die Deutschen hierzulande, die mit Radelfooten und Anfahrtskarten den Osten durchqueren wollen. Da kann man schließlich verstehen, wenn man als Deutscher vom Deutschen zunächst sehr reserviert empfangen wird. Es leuchtet aber auch ein, daß das deutsche Ansehen bei den Bulgaren und Rumänen durch die Wasserfahrer nicht gerade gestärkt wird. Die Behörden machen kurzen und für die Betroffenen oft recht peinlichen Prozeß und schicken die Belmörderer erbarungslos ab. Andererseits hat die Türkei den Bosphorus für alle Wasserfahrer der bezeichneten Art gesperrt, so daß oft kein Vormarsch nach ein Rückwärts mehr möglich ist. Die deutschen Kon-

sultate geben keine Geldunterstützungen mehr, sondern lassen die Abenteuer auf der Donau kurzerhand abbrechen. Zur Weiterreise, also nicht in die Heimat zurück, gibt es überhaupt keine Hilfe.

Das alles haben wir zwischen Rustschuk und Konstantinopel erfahren, und immer mit der Bitte, es weiterzuerzählen, so eindringlich wie möglich zu warnen. Wir erfüllen diese Bitte, weil wir ihre Berechtigung erkannt haben. So quälend die Arbeitslosigkeit auf der Jugend Deutschlands ist — der Weg zum Schwarzen Meer ist kein Ausweg. Von Oesterreich bis zur Türkei ist nichts zu holen, und überall auf dieser Strecke sind die Lebensbedingungen schlechter als zu Hause. Hier kann man mit und ohne Ulmer Schwärzen, mit und ohne Anfahrtskarten herumkümern, ohne daß sich jemand darum kümmert. Die Tatsache, daß man in den Donauländern billig lebt, ist kein Rückhalt für phantastische Reisepläne, den wert, noch dazu als Panbesunsfunder, gar kein Geld hat, für den ist eben alles zu teuer. Dies zum Thema „Deutsche in Bulgarien“.

Bulgarien in Bulgarien: die breite Masse der Kleinbauern und Landarbeiter: sie leben buchstäblich von nichts anderem als Schafzäse, Voghutz und Brot. Der Durchschnittsverdienst eines einheimischen ungelerten Arbeiters beträgt höchstens 50 Lema oder etwa 1.50 Mark täglich. Daß die Lebensmittel billiger sind, wird durch die Preise für andere Bedarfsartikel, die importiert werden müssen, reichlich ausgeglichen. Das Land ist bis zum Grund arm und doch eines der reizvollsten Länder, die wir bereist haben. Wir sind in reinlichen Gärten tagelang durch Ostbulgarien gefahren und haben Landchaften voll Wunder an Form und Farbe gesehen. Zwischen vulkanischen Bergmassen rieselt das Wasser durch Mäuselieder und Labatpfanzen. Schöne stehende zischen langhörnige Kinder durch die wogelosen sumpfigen Täler, und Störche fliegen in Schwärmen um die bunten Dörfer. In Bar na lernen wir eine der größten bulgarischen Städte kennen, die eben im Begriff ist, internationales Seebad zu werden. Man hat sich sehr bemüht, den Luxus mitteleuropäischer Kurorte nachzuahmen, aber der Unterschied zwischen dem bulgarischen Alltag und diesen Bemühungen ist doch zu groß, um verborgen zu bleiben. Vielleicht aber ist es das, was Bar na anziehend macht: daß es neben der Schönheit des tiefblauen Schwarzen Meeres, neben der südlichen Wärme seiner Luft und dem Luxus seiner neuen Hotels noch Volksleben in der ursprünglichen Form bietet.

Wir sitzen im heißen Sande, spielen wie kleine

Kinder mit Muscheln und essen rote Krebse zu einem Bema pro Stück, die vor unseren Augen aus dem Meere gefangen und am Ufer gekocht werden. Der türkische Kaffee, der hier besser als in der Türkei selbst bereitet wird, kostet etwa 3 Lema, also 9 Pfennig, die Tasse. Er hilft besser als Wasser gegen den Durst.

Abends werden wir ins Stadttheater eingeladen und damit außerordentlich überrascht. Das Theater ist bis zum letzten Requisite modern, und das Ensemble aus Sofia spielt mit dem Können ausgezeichneter Darsteller. Wir verstehen kein Wort der fast vierstündigen Aufführung von „Tristan und Isolde“ (nur als Schauspiel), aber die Lebendigkeit der Szenen in Bild und Geste nimmt uns reflos gefangen. Das unverbildete Publikum benimmt sich besser, als man das bei uns beobachten kann, ist mausehntill und doch hingerissen: ist ruhig aus Ehrfurcht und Anerkennung. Wir geben voll Dank und Bewunderung; Schulen und Theater: Bulgarien tut mehr für die Volksbildung, als zu tun mancher großer Staat sich verpflichtet fühlt.

Der Weg übers Schwarze Meer nach Konstantinopel ist nur in Etappen zurückzulegen. Handel und Wandel liegen, dank der Weltreise, dem Irrsinn der Hochzölle, still, so daß selten Frachtschiffe abgehen. Personenfahrzeuge haben ebenfalls nicht viel zu befördern und verkehren daher nur in großen Abständen. So trafen wir noch mal zwei Tage mit bulgarischem Sand am Schwarzen Meer und haben spitternachts hinter dem nächsten Felsen. Es ist nur ein mitteleuropäisches (oder maderpreussisches) Vorurteil, daß man dazu polizeiliche Genehmigung und Badeanzüge braucht.

Als wir am dritten Tage von Burgas aus zu einer Fünfzehnstundenfahrt nach Konstantinopel starten, grüßen wir abschiednehmend ein Land, in dem wir gern gewohnt sind. Der Halbmond am roten Abendhimmel begleitet uns in die Türkei. Josef Rothammer.

## Tausend Wege zu Goethe

Neulich war ich bei meinem Freunde Heinrich zu Besuch. Im Rauffpfeifer verkündete gerade ein Professor Upsilon: „Es gibt tausend Wege, um zu Goethe zu gelangen.“ Da sagte Heinrich: „Einer von den tausend Wegen ist, den Apparat abzustellen, wenn über Goethe gesprochen wird.“ Und er tat mir gleich den Gefallen.

## Die Jernherz-Worhe

ROMAN von C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

(1. Fortsetzung.)

1917, als Harold eben fünfzehn war, holte das Schicksal zu einem schweren Schlag gegen die robuste Matilda aus. Ihre Vorgesetzten für Harold war es immer noch unvorstellbar, daß es überhaupt Vorgesetzte für sie geben konnte) machten die erstaunliche Entscheidung, daß sie achtundsechzig war und immer noch unterrichtet. Neuen Gelegen zu Folge mußte man mit fünfundsiebzig in Pension gehen. Vergeblich erklärte sie voll Mut, daß sie viel eher zum Unterrichten geeignet sei als die statthafteren Frauenzimmer, aus denen ihr Lehrkörper bestand. Berggeben wies sie darauf hin, daß sie eben einen Prozeß gewonnen hatte, den ein empörter Vater eines geizhäftigen Jögling wegen gewalttätiger Körperverletzung gegen sie angestrengt hatte. Fräulein Epping mußte in Pension gehen, und Fräulein Epping ging, zum erstenmal in ihrem taftkräftigen Leben besiegt und geschlagen, in Pension.

Und zum erstenmal in ihrem Leben beriet sie sich mit Harold. Fräulein Eppings Pension Hamme noch aus den Statuten des Jahres 1850, als man es für selbstverständlich erachtete, daß alte Jungfern von fünf- und fünfzig Pfund im Jahre leben können, wobei man die mögliche Existenz von fünf- und sechzigjährigen überhaupt nicht in Betracht zog. Der größte Teil ihrer kleinen Ersparnisse war zu einer Rente von fünfzehn Pfund im Jahre zusammengeschmolzen. Harold mußte daran denken, sich selbst seinen Unterhalt zu verdienen. Nicht sofort, aber recht bald. Fräulein Epping verzichtete voll

Schmerz auf ihren unausgesprochenen Wunsch, ihn zur Kirche zu bringen.

Es war das erste Mal, daß Harold überhaupt an seine Zukunft dachte; bis dahin hatte er es für selbstverständlich gehalten, daß sie genau so für ihn eingeteilt würde, wie alles bisher für ihn eingeteilt worden war (und auch weiterhin eingeteilt worden wäre, wenn Fräulein Epping ihren Beruf hätte ausüben dürfen). Außerdem schien der Krieg jetzt zum Normalzustand zu werden, und Harold hatte angenommen, daß ihm mit achtzehn Jahren alle Stellen zur Verfügung stehen würden, die er von einer mütterlicheren Regierung nur verlangen konnte. Er suchte seinen Klassenlehrer auf. Arbeit? O ja, es gab hundertlei Arbeit für jeden, der lesen und schreiben konnte. Firmen, die der Höhe der Kriegslieferungen nicht nachkommen konnten und deren Personal zum Militärdienst eingezogen war, hatten nur zu viele Stellen zu vergeben. Aber — wäre es nicht besser, wenn Harold noch ein bißchen warten wollte? In einem Jahre hätte er das Abitur hinter sich, und mit einem solchen Zeugnis in der Hand wäre die Zukunft für ihn bedeutend sicherer. Und schließlich konnte der Krieg ja auch nicht ewig dauern. Der Klassenlehrer war so ehrlich betroffen, daß er eigens eine förmliche Reise unternahm, um mit Fräulein Epping über die Angelegenheit zu sprechen. Niemand, sagte er, könne ohne das Abitur wirklich sein Glück machen. Und wenn Harold jetzt die Schule verließ, so bedeutete das, daß sein Zukunft bis an das Ende seines Lebens zerstört sein würde. Nur noch ein Jahr Schule — ein kleines Jahr, und Harold hätte die Welt zu seinen Füßen; das Abitur sei der Schlüssel zu allen Berufen und zu so gut wie jedem Geschäft. Außerdem aber frage er Fräulein Epping, ob es der Schule gegenüber, die Harold nun vier Jahre lang ertragen hätte, anständig sei, wenn man sie um den Ruhm

bringen wollte, den Harolds Abitur — ein Abitur, das so gut wie sicher (hier setzte sich die Stimme des Lehrers ehrfurchtsvoll) mit Auszeichnung stattfinden mußte — für sie bedeuten würde.

Fräulein Epping hörte das und war gerührt. In ihrem Schreibtisch lag eine ganze Sammlung von Zeugnissen über alle möglichen Gegenstände — Zeugnisse über Arithmetik, Kochen, Nähen, Bibelkunde, ganz abgesehen von den beiden Hauptzeugnissen in Pädagogik. Fräulein Epping mußte daran denken, daß es geradezu ein Massenangriff von Zeugnissen war, dem sie ihre erste leitende Stellung verdankte. Alles, was zur Schule gehörte, hatte für sie geradezu feststehenden Wert. Sie versprach dem Klassenlehrer, daß Harold noch weitere dreizehn Monate in der Schule verbleiben würde.

Fräulein Epping gab dieses Versprechen im vollen und klaren Bewußtsein, daß die Preise für alle Lebensbedürfnisse, die überhaups noch zu denken waren, ins Unersehentliche stiegen, daß sie für Kleider, Essen und Wohnung von zwei Personen zu sorgen hatte, daß sie fünfzehn Pfund in der Bank besaß, und daß sie in Zukunft alles in allem über ein Gesamteinkommen von sechs Pfund im Monat verfügen würde. Fräulein Epping wußte das, aber sie erwähnte es nicht weiter. Sie gehörte, wie schon gesagt, einer älteren und stärkeren Generation an.

So war also während Harolds letztem Schuljahr Fräulein Epping zu Hause. Man kann wirklich nicht behaupten, daß sie nichts zu tun hatte. Einen Haushalt zu führen, fiel ihr an sich nicht schwer — sie war jedem Beruf gewachsen, bei dem es auf organisatorisches Talent ankam — aber die Komplicationen, die Krieg und Armut nun auf einmal verursachten, waren ungeheuer. Mit schweigender Ausdauer machte sie die Betten, lehrte aus und staubte ab, und das Haus

war immer so rein wie ein Operationsaal und noch stets nach Scheuerseife.

Kein Sterblicher möge je zu erklären versuchen, weshalb sie dies alles tat. Vielleicht war es nur ihr strenges Pflichtbewußtsein; vielleicht hatte die Erfahrung ihres Lebens sie gelehrt, daß der schwerste Weg immer der richtige ist; vielleicht hatten sich im Alter die diamantartigen Untiefen ihres Wesens in Liebe zu dem Knaben erweicht, den aufzuziehen sie sich nun einmal zur Pflicht gemacht hatte.

Was immer es gewesen sein mochte, Harold bekam noch sein letztes Schuljahr, und als er am letzten Tage des Sommersemesters 1918 mit der Nachricht nach Hause kam, daß er nun an der Londoner Universität eingeschrieben sei (was ihm übrigens nicht den geringsten Eindruck machte, denn er hatte es nie anders erwartet), fand er sie, ganz wie gewöhnlich, in ihrem verschlossenen schwarzen Zeug mit der Keinen wohlstandigen Schürze in der Küche, wo sie eben seine Hemden plättete. Sie hörte ihm aufmerksam zu, hörte von der Klassifikation, die er in Mathematik, Englisch, Französisch und Chemie erhalten hatte, und ihr armes fahriges Gesicht, dem sie das ganze Jahr hindurch gewaltig seine gewöhnliche Härte hatte erhalten wollen, wurde weich, ohne daß sie es wußte. Sie sagte kaum etwas, und Harold merkte nicht, wie ihre Züge sich veränderten. Natürlich merkte er es nicht. Fräulein Epping stellte die Plättchen zurück und drehte das Gas sorgfältig ab. Mit immer noch abgewandtem Gesicht brachte sie den Haufen behutsam aufgestapelte Wäsche auf dem Tisch noch schöner in Ordnung. Aber sie konnte ihn nicht halten.

„Oh“, sagte sie und sank, sehr bleich und mit der Hand auf dem Herzen, auf den Rückenstuhl. Sie starb am selben Tage.“ (Fortsetzung folgt.)